Vom Büchertisch

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **8 (1966)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Straße hinabzog, der sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit, der an den Ort kam, sah ihn und ging vorüber.» Also muß Steinchen um Steinchen wieder her, damit das Gleichnis sich vollende: der Weißgekleidete am Wanderstab, der Schwarzgewandete, sie eilen, leicht nach vorn geneigt, wie über eine Treppenflucht davon. Darunter streckt endlich ein Baum sein bizarres Geäst. Grüne Steinchen, gelbe Steinchen, schwarze Plättchen, wasserhelle Plättchen, wer will sie zählen? Und eines Tages ist das Mosaik vollendet. Der Meister betrachtet es prüfend, und es ist gut. Die Unterschrift: «Evangelische Krankenpflegerschule» könnte über dem Hauptportal stehen. Es ist ja kein Signet, es ist ein geschlossenes Kunstwerk, das Gleichnis vom Samariter, das Lardelli geschaffen, schön in seiner einfach-klaren Komposition, in der warmen Leuchtkraft seiner Farben, im handwerklich liebevoll gefügten Detail.

Es ist für viele eine ernste Straße, die vorbeiführt. Das große, weiße Kantonsspital mit seinen vielen fensterhellen Zimmern und weiter die Heilanstalt für die seelisch und geistig Getrübten sind stille Station. Die Spitalbesucher (und unbeschwerte Spaziergänger) werden vor Lardellis Mosaik stehen bleiben und dem Künstler und den Auftraggeberinnen wortlos danken. Alles Schöne ist Gabe der Güte und Trost dem, der nicht allein vom Brote lebt.

Vom Büchertisch

Zwei grundlegende wissenschaftliche Werke

Von Christian Lorez

A. Schorta: Rätisches Namenbuch, Band 2. Die neue Landeskarte 1:25 000 gibt nicht nur ein erstaunlich gutes und klares Bild unserer Berge, Täler und Seen, sondern enthält auch etwa dreimal mehr Lokalnamen als die ältere Karte 1:50 000. Es sind freilich noch lange nicht alle, denn der Raum ist viel zu knapp; aber sie genügen vollauf, um — wie wir hoffen — bei möglichst vielen Wanderern das Interesse für das hochinteressante und rätselhafte Namengut zu wecken. Der Fachmann weiß freilich schon lange, daß die bündnerischen Ortsnamen gesammelt sind, und zwar im Rätischen Namenbuch, Band 1, begonnen von Robert v. Planta, ab 1925 weitergeführt von Andrea Schorta und 1939 erschienen. Es darf und soll gesagt werden, daß die Sammlung, wie die gegenwärtig im Gang befindlichen Neuaufnahmen für die Grundbuchvermessung zeigen, erstaunlich vollständig ist und für diese wie für die Kartenbeschriftung ausgezeichnete Dienste leistet.

Was bisher aber fehlte, war eine systematische Erklärung des rätischen Namengutes. Weitere 25 Jahre hat Andrea Schorta daran gearbeitet, und 1964 ist der lang erwartete zweite Band erschienen, ein Werk von mehr als 1000 Seiten. Es wurde in Presse und Fachzeitschriften freudig begrüßt und gewürdigt und hat dem Verfasser hohe Anerkennung sowie den wohlverdienten Dr. h. c. der Universität Bern eingetragen.

Das Werk ist keine Sonntagnachmittagslektüre, sondern ein Buch, in dem man sein ganzes Leben lang blättern kann. In einem Zuge wird man höchstens die Einleitung lesen können, und das sollte man nicht versäumen. Man ersieht daraus in erster Linie, wie sich Band 2 zu Band 1 verhält, und ferner, was aus dem Band 2 noch alles zu schöpfen wäre: Siedlungsgeschichte, Rechtsgeschichte, Geschichte des Bergbaues, des Ackerbaues, des Brauchtums und vor allem natürlich auch eine Sprachgeschichte Graubündens. Höchst eindrücklich zeigt das Werk, daß gerade letztere in Tiefen hinabreicht, deren wir uns im Alltag nie bewußt werden. Wir stehen oft staunend vor einem Steinbeil, einer Bronzefibel oder einer römischen Heizanlage, nehmen aber alle Tage Ortsnamen in den Mund, die wir nicht mehr verstehen. Hier hilft nun das neue Werk. Bequem findet man im Index den gesuchten Namen, und die römische Zahl daneben gibt auch gleich darüber Auskunft, in welchem Teil er zu finden ist. Teil I enthält die Namen romanischen, lateinischen und vorrömischen Ursprungs, Teil II die Namen germanischer Herkunft, Teil III die von Personen und Familien abgeleiteten Bezeichnungen und Teil IV die fraglichen. Rund 70 000 Ortsnamen hatte der Verfasser nach ihrer Zugehörigkeit zu beurteilen, zu erklären und einzuordnen, und selbst die urkundlichen Formen fehlen nicht, soweit sie uns überliefert sind. Was das heißt, kann man nur ahnen, und wir wundern uns nicht, daß Prof. Huber in seiner Besprechung dieses Werk als die bedeutendste Leistung der schweizerischen Romanistik seit dem Erscheinen des Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz bezeichnet.

Auf einzelne Namen einzugehen, müssen wir uns hier versagen, so verlockend es auch wäre. Wir heben als besondere Leistung des Verfassers nur die Teile III und IV hervor. Im ersteren weist Andrea Schorta nach, daß viele Namen auf alte, uns heute unbekannte Familien- und Personennamen zurückzuführen sind. Urkunden und das Studium sämtlicher Kirchenbücher haben dem Autor den

Weg gewiesen. Teil IV zeigt in eindrucksvoller Weise, wie schwer Etymologie fällt. Gibt es doch Namen, die bei aller philologischen Gewissenhaftigkeit mit gleich guten Gründen verschieden erklärt werden können. Besonders anerkennenswert ist deshalb, daß Andrea Schorta diese Wörter einfach zur Diskussion stellt. Er gibt die urkundlichen Belege, wo solche vorhanden sind, erläutert die Lage des betreffenden Ortes, verweist auf einschlägige Literatur und erörtert die möglichen Deutungen. Das zeugt für seine Gewissenhaftigkeit wie für seine Bescheidenheit. Der Weg für künftige Entscheidungen bleibt offen.

Offen bleibt noch ein letzter und großer Wunsch. Andrea Schorta hat schon früh die Bedeutung der Ortsnamenforschung für Bündens Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes erkannt. Was ursprünglich für den ersten Band geplant war, hat auch im zweiten noch keinen Platz finden können. Darf man auf einen dritten hoffen? Ein «bescheidenes Wünschlein» — mit Carl Spitteler zu reden — ist es freilich nicht.

Simonett/Könz: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Schon der Titel des neuen Werkes weist darauf hin, daß es sich dabei um ein gemeinschweizerisches Unterfangen handelt. Prof. Karl Meuli in Basel gelang es, die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde zu veranlassen, ein Aktionskomitee zur Aufnahme überlieferter ländlicher Siedlungsformen der Schweiz in Wort und Bild zu gründen. Dieser Gedanke fand, wie Alfred Bühler bemerkt, in Graubünden besonders starken Anklang, bei den Wissenschaftern wie bei den Behörden. Dem tatkräftigen Präsidenten der Bündner Vereinigung für Heimatschutz, Dr. J. B. Jörger, sowie den späteren Vorsitzenden des Aktionskomitees, Dr. A. Schorta und Dr. B. Caliezi, glückte es, das Werk so zu fördern, daß heute der erste Band für Graubünden vorliegt. Es ist gleichzeitig der erste Band des großen Werkes überhaupt, entstanden im größten Kanton mit den wohl kompliziertesten Verhältnissen. Daß aber gerade das Schwierige die guten Köpfe lockt, beweist die Tatsache, daß sich immer wieder Forscher von hohem Ruf Bünden zugewandt haben oder gar, worauf wir wohl ein bißchen stolz sein dürfen, aus dem Lande selbst hervorgegangen sind.

Das gilt auch für die Verfasser des ersten Bandes der Bauernhausforschung, den Kunsthistoriker Christoph Simonett von Zillis und den Architekten J. U. Könz von Guarda. Daß sie das Werk gemeinsam unternommen haben, ist ein Glücksfall, das Resultat — wir glauben nicht zu übertreiben — ein Standardwerk, das sich würdig an das Rätische Namenbuch reiht.

Die Bestandesaufnahmen waren um das Jahr 1955 im wesentlichen beendigt. Sie umfaßten 226 Gemeindemappen, 7180 Objekte, 5150 Photoaufnahmen, 600 Grundrißskizzen, 107 Kartenpläne, Flug- und Ortsaufnahmen. Das heißt mit anderen Worten, daß noch niemand Bündens Siedlungen und Häuser genauer betrachtet, niemand an mehr Türen geklopft, Einlaß begehrt, in alle Winkel und Ecken geschaut hat als die beiden Verfasser. Es war ein mühevolles Suchen und Messen, eine Leistung, vergleichbar der Materialsammlung für das Rätische Namenbuch.

Aber dann galt es zu wählen. Als Sererhard und Hunziker unser Land bereisten, da haben sie noch, man möchte fast sagen, frisch-fröhlich ihre Eindrücke aneinandergereiht zu köstlichen und immer noch lesenswerten Reiseberichten. Dieser Weg war für die heutigen Autoren nicht mehr gangbar. Es mußten neue Prinzipien gefunden und konsequent angewendet werden. Daß dies geschehen ist, ist unser erster Eindruck.

Chr. Simonett beschäftigt sich zuerst mit den Elementen: mit Wand und Wandkonstruktion, mit dem Gewölbe, mit den Türen, mit den Fenstern und mit den Dächern. Immer wieder stellt er dabei seine gründlichen archäologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse unter Beweis, erfahren wir beispielsweise doch so nebenbei, daß die Wohnbauten schon um 400—200 v. Chr. mit Steinplatten gedeckt, anderseits Schindeldächer im Mittelalter weit verbreitet waren, urkundlich nachgewiesen für Rom im Jahre 1145.

Unter einem Hause versteht heute jedermann ein Gebäude, das zumindest Küche und Schlafzimmer hat. Kenner Bündens wissen überdies, daß die Walser die Küche «Füürhuus», das Schlafzimmer häufig «Spiicher» nennen. Aber man ist überrascht, zu erfahren, daß es noch heute Bauten gibt, in denen man nur gekocht hat, eben die Feuerhäuser, andere, die man zum Schlafen benutzte, die Schlafhäuser, und auch spezielle Gebäude zur Aufbewahrung der Vorräte, die Speicherhäuser. Wenn man dann erfährt, daß man in den Speichern oft auch geschlafen hat, löst sich das Rätsel, weshalb man die Schlafkammer «Spiicher» nennt. Damit wird zugleich ein weiteres entscheidendes Prinzip des Verfassers sichtbar. Er geht aus von der Funktion (man sehe daraufhin auch etwa die Ausführungen über Feuerstelle und Heizung an), und aus den Beziehungen der Funktionen ergibt sich die Entwicklung.

Vom einräumigen Gebäude führt sie zum Haus mit mehreren Räumen und bis zum komplizierten Gebäudekomplex. Immer aber bemüht sich Simonett, auf die Grundform zurückzugehen, und nur so gelingt es ihm, Ordnung in die verwirrende Fülle der Hausformen zu bringen. Der Verfasser hat dabei reichlich Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Kombinationsgabe unter Beweis zu stellen, und es ist ein Genuß, ihm dabei zu folgen.

Weil das Schwergewicht auf Funktion und Entwicklung liegt, gibt der Autor weitgehend die althergebrachten Begriffe auf und damit auch die Schemata. Die Bezeichnung «Gotthardhaus» gibt es unseres Wissens überhaupt nicht mehr, das Engadinerhaus erscheint im Index in sehr differenzierter Form unter dem Titel «Häuser mit Ein- oder Durchfahrt». Ebenso konsequent wird nicht vom Walserhaus gesprochen, sondern «Über die Entwicklung der häufigsten Hausformen in Walsersiedlungen».

Was wir hier nachzuzeichnen versuchten, sind nur die Prinzipien, nach

denen dieses neue Werk geschaffen wurde; wir können aber nicht reden von seinem Reichtum, von seiner Vielfalt, die seinen eigentlichen Zauber ausmachen und einen neuen Aspekt des Wunderlandes Graubünden eröffnen. Man lese selber!

Nicht vergessen dürfen wir jedoch die präzisen, das Wesentliche trefflich erfassenden Zeichnungen und Skizzen von J. U. Könz, die den Band nicht nur «illustrieren», sondern, der Natur der Sache entsprechend, notwendige Hilfen sind. Gerne betrachtet man auch die größtenteils vorzüglichen Photographien. Zu bedauern ist nur, daß manch prachtvolles oder charakteristisches Gebäude nicht in Großaufnahme erscheint; wir wissen aber auch, daß es nicht die Schuld der Autoren ist.

Zum Schlusse möchten wir noch auf einen, man darf fast sagen negativen Vorzug des Werkes hinweisen. Zu Recht hat nämlich Christoph Simonett darauf verzichtet, die Dialektterminologie über das Notwendige hinaus auszubreiten. Hier öffnet sich den Philologen noch ein weites Feld. Wir wollen uns mit der Feststellung begnügen, daß das neue Werk einen Markstein in der wissenschaftlichen Erfassung des Hausbaues Graubündens wie der Schweiz bedeutet.

Gedanken zum Buch «Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden» von Dr. Christoph Simonett

Der Turm, ein Ahne des Bündner Bauernhauses

Von *Constant Wieser*

Nach der vorbildlichen Inventarisation seiner Kunstdenkmäler, der Burgen und der Bürgerhäuser durch den unvergeßlichen Dr. h. c. Erwin Poeschel besitzt nun Graubünden — als erster aller Schweizer Kantone — auch eine Gesamtschau seiner Bauernhäuser. Die Vollendung des schon lange begonnenen Werkes durch Dr. Christoph Simonett, Zillis, ist für alle Freunde bündnerischer und alpiner Volkskultur ein Grund, sich herzlich zu freuen, und für das «Bündner Jahrbuch», etwas länger bei dieser wichtigen Neuerscheinung, die an anderer Stelle als Ganzes gewürdigt wird, zu verweilen.

Während Poeschel die Kunstdenkmäler und Bürgerhäuser unseres Kantons im wesentlichen nach Talschaften beschrieb, wählte Simonett den kühnen und schwierigen Weg einer systematischen Darstellung. Dabei ging der Verfasser nicht von landläufigen Haustypen aus, wie z. B. vom Oberländer-, Prättigauer-, Engadiner- oder Walserhaus oder gar von Abstraktionen, wie dem sog. Gotthardhaus, aus, sondern von der Funktion und Anordnung der einzelnen Räume, wie Küche, Stube, Speicher, bzw. von den einzelnen konstruktiven Elementen, d. h. von der Wand (bei Stein- oder Holzbauten), dem Gewölbe und Dach. Die äußerst konsequente Durchführung dieses Prinzips ermöglichte, die Bauernhäuser des ganzen Kantons nach den gleichen Gesichtspunkten zu untersuchen und darzustellen, und so besonders das *Gemeinsame* in der Entwicklung des Bauernhauses in den verschiedenen Tälern herauszuarbeiten. Dadurch wurde gleichzeitig eine *Archäologie des mittelalterlichen Bauernhauses geschaffen, die bisher* fehlte.

Als Archäologe lag es Dr. Simonett besonders am Herzen, den Resten mittelalterlicher Bauten nachzuspüren. Gespannt verfolgt der Leser des Buches die zahlreichen Entdeckungen. Es sei hier nur an das Saalhaus und an die zahlreichen Bauten mit Susten erinnert, die einmal mehr die Bedeutung unseres Kantons als Transitland und als Brücke zwischen Nord und Süd dokumentieren. Neben dem Saalhaus (und durch dieses die Villa rustica romana Rätiens) und neben den primitiven autochthonen Block- und Ständerbauten und Steinhütten prähistorischer Zeiten, waren besonders die mittelalterlichen Türme, deren Erforschung Dr. Simonett mit so viel Ausdauer und wissenschaftlicher Akribie betrieb, Vorläufer und Ahnen des nachmittelalterlichen Bauernhauses. Bei diesen Türmen wollen wir uns heute etwas verweilen.

Um es vorweg zu nehmen: es handelt sich nicht nur um jene *Dorftürme* der Ministerialen oder reichen Freien, deren Existenz in Bauernhäusern bereits bekannt war und deren Größe und Einteilung an die Herrentürme der Burgenzeit anlehnt.

Als *Wohnturm* bezeichnet Dr. Simonett jede vertikale Anordnung der einzelnen Wohnräume übereinander. Aus entwicklungsgeschichtlichen Überlegungen wird aber das einfache zwei- oder dreistöckige *Saalhaus,* bei dem die einzelnen Geschosse ebenfalls nur

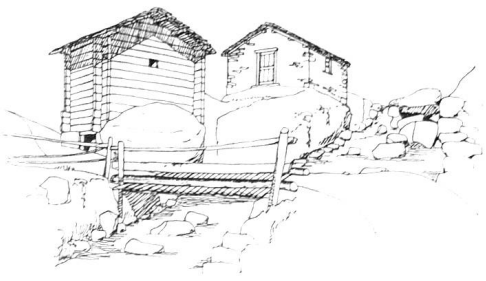

Abb. 1
Steinernes Feuerhaus und getrenntes gewettetes Schlafhaus in Pignia-Bavugls.

* Alle Zeichnungen stammen aus «Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden» von *Dr. Christoph Simonett* unter technischer Mitwirkung von Arch. *J. U. Könz.* Wir danken dem Verlag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel, für die Überlassung der Klischees.

aus einem einzigen Raum bestehen, nicht zu den Wohntürmen gezählt.

Enthielt so ein Turm nicht sämtliche zum primitiven mittelalterlichen Bauernhaus gehörenden Räume: Keller, Küche, Speicher bzw. Speicher- und Schlafraum, so werden diese oft recht winzigen Türme nach ihrer Hauptfunktion benannt: Speicherturm, Speicher-Schlafturm (mit getrenntem Feuerhaus) oder Küchenturm.

Abb. 2 Ehemaliger Wohnturm in Tinizong

Der Hauptwohnraum des nachmittelalterlichen Bauernhauses, die *geheizte Holzstube,* ist im Frühmittelalter nicht eindeutig nachweisbar. Der einzige heizbare Raum war dann die Küche mit ihrem offenen Feuer, in der sich die Familie aufhielt.

Die Stube im heutigen Sinne entstand möglicherweise erst in der Burgenzeit durch die Verbreitung des Ofens. Der *Ofen* selber und damit möglicherweise auch die ganze Stube hat zwei Ursprünge: die aus der herabgezogenen und zur Wärmespeicherung zweckmäßig umgeformte Haube des offenen Kamins und den in den Wohnraum hineinragenden Backofen. Das Kamin wurde, wie das älteste Beispiel von 1275 in Canova zeigt, zum «Vorderlader», während der hereingenommene Backofen zum «Gupf», zum eigentlichen Bauernofen wurde, der von der Küche oder vom Gang aus geheizt wird (Hinterlader). Es sei noch daran erinnert, daß der Backofen der Fronhöfe des Bischofs Tello «Stuba» genannt wird. Aber kehren wir wieder zurück zu unseren Türmen.

Einen typischen mittelalterlichen dreigeschossigen *Wohnturm* von nur 6×4,5 m hat Dr. Simonett auf der Alp Flix, 2000 m ü. M., nachgewiesen. Der Turm hat zweifellos der ganzen, nur zeitweise bewohnten Siedlung Tga d'Meir — gemauertes Haus — den Namen gegeben. Im ersten (Unter-) Geschoß liegt der Keller. Im zweiten Geschoß wurde die einstige große Wohnküche in eine kleine Küche und eine Stube, mit von der Herdstelle aus heizbarem Ofen, unterteilt. Im dritten Geschoß liegen über dem Kamin ein Rauchraum und über der Stube zwei kleine Schlafkammern. Für den Sennereibetrieb steht ein nahegelegener hölzerner Bau zur Verfügung. Es ist dies ein recht anschauliches Beispiel für eine Entwicklungsmöglichkeit des bäuerlichen Wohnhauses.

Wie schon angedeutet, konnte die Schlafstätte als eigentliches *Schlafhaus* von der Küche, dem «Fürhus» (romanisch Cha-da-fö) getrennt sein. Oft war das Schlafhaus dann aus Holz gestrickt oder gewettet. Durch Einbau eines Ofens entstand später daraus eine primitive Stube mit meist darüber liegender Kammer. Beispiele von Schlafhäusern finden sich heute noch in Temporärsiedlungen von Vals und Safien bis ins Puschlav.

In den Dauersiedlungen sind die Dinge komplizierter, da kleine Wohntürme und Saalhäuser in verschiedener Weise in spätere größere Häuser einbezogen wurden. Eine große Anzahl verschiedenartiger Beispiele bietet das Schams, aber auch Savognin, Alvaneu, Salouf und besonders Zuoz.

Sehr häufig sind die in Häuser einbezogenen, gelegentlich aber heute noch freistehenden steinernen *Speichertürme,* die besonders bei der Entwicklung des Engadinerhauses eine ausschlaggebende Rolle spielten. Daß der steinerne Speicherturm (Chamineda) keineswegs eine Ausschließlichkeit der italienisch- oder romanischsprachigen Täler unseres Kantons ist, mag eine kürzliche Beobachtung in Safien zeigen.

Beim unteren *Turrahus* steht etwas erhöht ein kleines, schmuckloses zweistöckiges steinernes Gebäude, dessen Innenmaße nur 4,45×3,20 m betragen. Das steingedeckte Satteldach ist schwach geneigt. Der Innenraum blieb unverputzt. Die Jahreszahl 1663 zeigt einen Umbau an, da ein alter Eingang in der Westwand vermauert wurde. Im Volksmund heißt dieses Häuschen auch Kapelle. Poeschel bemerkt in seinen Kunstdenkmälern, er hätte aber keine sicheren Anhaltspunkte, daß das Bauwerk vor der Re-

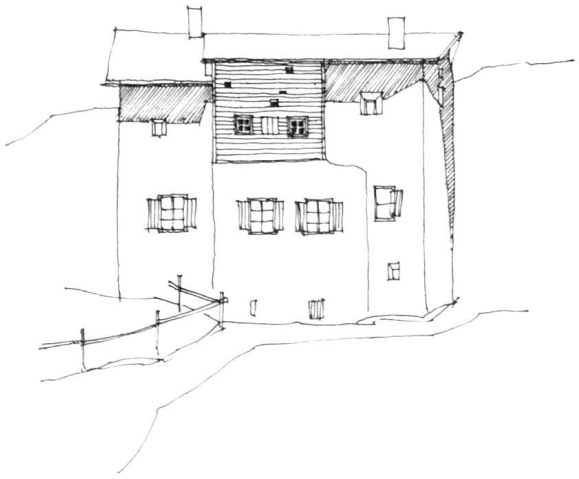

Abb. 3
Aus Türmen entstandenes Haus in Zuoz (Grundrisse siehe Abb. 4). Im mittleren Teil gestrickte Stube, darüber Kammer. Die grossen Fenster sind modern. Interessantes Beispiel für die spätere Herunternahme der Stube ins Erdgeschoss an die Stelle einer Chamineda.

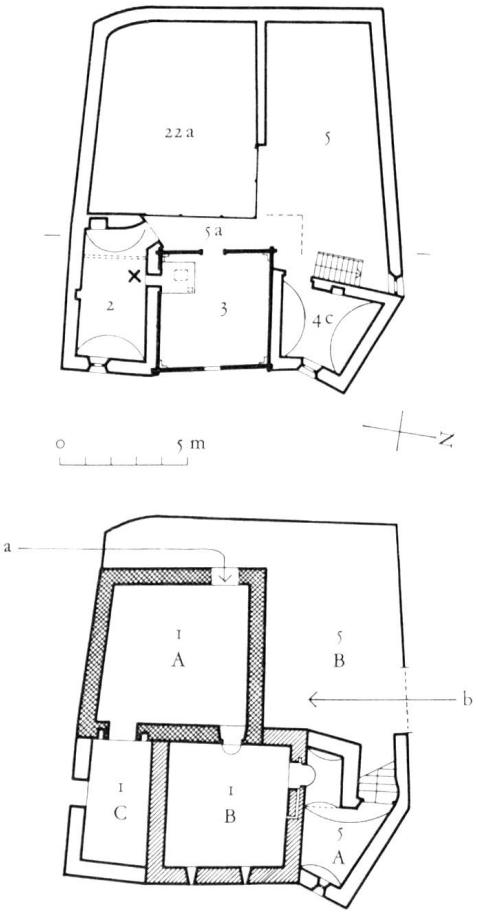

Abb. 4
Grundriss von Haus Abb. 3. Der älteste Teil ist der trapezförmige Keller (1 A). Um 1200 wurde ein jüngerer Turm (1 B) angebaut und die Zugänge geändert. Die Anbauten 1 C und 5 A erfolgten wie die Aufstockung im 16. Jahrhundert. Vom Sulèr (5 B) aus erreichte man zugleich die Wohnräume, den im ältesten Turm untergebrachten Stall und das darüberliegende Tenn (22 a). Im dritten Geschoß gestrickte Stube (3) gewölbte Küche (2) und Chamineda (4 c) durch kleinen Gang miteinander verbunden.

formation kirchlichen Zwecken gedient hätte. Wir sind vielmehr überzeugt, daß es sich um einen der häufigen mittelalterlichen Speichertürme handelt, welcher der kleinen Siedlung Turrahus den Namen gab. Die irrtümliche Bezeichnung «Kapelle» dürfte vielmehr von dem Fischblasenmaßwerk herrühren, das im 18. Jahrhundert von einem damals aus der Kirche im Tal entfernten spätgotischen Fenster am unteren Turrahus angebracht wurde. Teile des unteren Turrahuses selber, das mehrmals umgebaut wurde, dürften ebenfalls aus dem Mittelalter stammen.

Diese wenigen Beispiele lassen bereits ahnen, wie vielfältig die Entwicklung des Bauernhauses in Graubünden war. Sie mögen diesen oder jenen Leser anspornen, anhand des einleitend erwähnten Werkes tiefer in die Probleme der Bauernhausforschung eindringen.

Alles ist Gnade *

Von *Martin Schmid*

Die Bündner Volkshochschule hat ein Bändchen ihres Gründers, A. Attenhofer, herausgegeben, der vor 15 Jahren gestorben ist. Etwa 90 Gedichte, in früher erschienenen Bändchen eingereihte und unveröffentlichte, sind unter dem Titel «Alles ist Gnade» vereinigt. Dies «Alles ist Gnade» aus dem bekannten Gedicht «Hör meine Seele» hat auch die Auswahl des erlesen-schönen Gedichtbandes geleitet. Würde Attenhofer sie billigen?

Im Jahre 1917 begann Paul Kägi mit der Herausgabe seiner «Silhouetten», einer Anthologie neuerer schweizerischer Lyrik in einzelnen Bändchen. Sie sollten «mehr Fühlung» zwischen Autor und Publikum herstellen. Im ersten Bändchen waren Attenhofer, Karl Stamm, Max Pulver und Max Geilinger vertreten, Attenhofer mit einem Dutzend Gedichte. Er billigte die Auswahl nicht ganz. Sie sei schön, schrieb er dem Herausgeber, sofern man sich auf den Standpunkt stelle, daß Abgeklärtheit das beste sei. Ihm persönlich kunstwartele das zuviel. Lieber hätte er das pessimistische Moment, das in seinem Schaffen und Sein eine bedeutende Rolle spiele, stärker betont gesehen. Was sagte Kägi dazu? «Aber just das war meine Freude gewesen, diesen anklingenden Ton stiller, beruhigter, ja heiterer Resignation, den man bei Attenhofer nach dem bisherigen kaum erwartet hätte, in seiner Entstehung zu verfolgen; so schlichte Claudius'sche Klänge, die alles eher als den Stempel der Mache und Nachahmung tragen, festzuhalten und weiterzugeben. Überdies wird nicht Zufall sein, daß die inhaltlich, menschlich reifsten Gedichte auch die künstlerisch reifsten geworden sind. Eine Zartheit des Seelischen zittert in ihnen, die sie uns teuer macht. Solchen Feinheiten gegenüber hätte es ruchlos erscheinen müssen, viel Gewicht zu legen auf Attenhofers ab und zu doch etwas pathetischen Pessimismus oder auf seinen galligen Spott.» Kägi hatte recht. Die Gedichtbände «Letzte Torheit» (1923) und «Ausklang» (1939) beweisen es, und der Dichter nähme sicher das neue Bändchen mit feinem Lächeln nickend in die schmalen Hände. «Meine Fackeln stetig stiller glühn.» Die Auswahl ist sorgfältig, gewissenhaft, verantwortungsbewußt. Das Gallige, Zornige, Bittere und Verbitterte frühester Gedichtbände ist stiller Trauer und weiser Gelassenheit

* Gedichte von A. Attenhofer; Verlag Schuler, Chur 1965.

gewichen. Das dreimalige, herausgeschriene Nein des Gedichtes «Charfreitag» (Letzte Torheit, S. 124) ist zum Gebet «Du Mann der Schmerzen» und zu «Komm! Wir liegen arg in Schmerzen / Komm! Des Zimmermannes Sohn!» geworden. Die Falten auf dem Kummergesicht sind geglättet. Der Tod naht als Bruder. Zwar ist es die Nacht, die dem Dichter den Brunnen der Lieder öffnet. Zwar hadert er noch gelegentlich mit dem Schicksal. Aber er streut dem Schöpfer auch Psalmen und trinkt beseligt den Glanz der Sterne. Und am Ende: «Ein großes Licht rauscht groß herein.»

Ich (für mich) hätte noch gerne ein paar weitere Gedichte vorgefunden — vielleicht weil ich sie als erste kennenlernte und bewunderte? Es sind: «Blaue Nacht und goldne Stille», dies Gedicht voll leise zitternden Heimwehs, der «Flötenspieler im Baum», der «Kalender» (Ich löse die Klammer —), der «Glasberg» (Wüßt ich doch . . .) und das «Nimm meinen Dank, du weiche Nacht» mit der wundervollen Schlußstrophe (Letzte Torheit, S. 106). Aber mein Wunsch soll kein Einwand sein; die genannten Gedichte (und andere Köstlichkeiten) hätten vielleicht den Charakter des Buches etwas verändert; noch mehr «schlichte Klänge» hätten in Kummer, Trauer, «in die graue Welt, in die graue Welt» Ernte- und Sommersichelklänge geweht. So wie der schlanke, schön ausgestattete Band vorliegt, ist er m. E. von gültiger Schönheit, die ihren einmaligen, unverwechselbaren Glanz und Klang hat.

Sollen wir die Gedichte nun einzeln vornehmen? Das wäre schulmeisterlich und anmaßend. «Man soll Gedichte nicht analysieren wie eine Abhandlung, aber auch nicht bloß um sie herum poetastern und gefühlsduseln» (Attenhofer, Vom Umgang mit Lyrik, Bischofberger, Chur, 1922). Meine Meinung und Erfahrung ist folgende: Wem Gedichte not-wendig sind, etwa zur Einkehr in Stunden der Trauer, zur Rekreation des Gemütes, wie der alte Bach sagt, dem tun sie sich auf, die richtigen, die gültigen. «Menschenweh, von Geist verschönt, und dich wundert's, daß es tönt?»

Die Einbürgerungen 1803-1960*

Von *Peter Metz*

Kaum ein Jahr vermag zu verstreichen, ohne daß der Leiter unseres kantonalen Staatsarchivs uns mit einer neuen Probe seines editorischen Eifers zu überraschen pflegt. Seitdem er nach jahrelangen Vorbereitungen mit einem unendlichen Einsatz an Willen, Kraft und Unverdrossenheit das kantonale Archiv von Grund auf umorganisierte und zu einem der modernsten seiner Art in der Schweiz und sogar weit über die Grenzen des Landes hinaus gestaltete, wachsen die wissenschaftlichen Früchte seiner Reformarbeit in schönster Fülle. Kürzlich erschienen ein gewichtiger Sammelband der kantonalen Einbürgerungen, ein Verzeichnis sämtlicher seit 1803 erfolgten Aufnahmen in das kantonale Bürgerrecht, übersichtlich geordnet nach Personen, Gemeinden und Jahren. Der praktische, nicht weniger jedoch der wissenschaftliche Wert dieser Zusammenstellung ist unverkennbar. Denn sie bedeutet eine wertvolle Ergänzung und Aufhellung der Ethnographie, zeigt, welche Blutauffrischung unser Land im Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten erfahren hat, und belegt, wie sich gewisse Bevölkerungsschichtungen entwickelten, die nicht ohne weiteres verständlich sind. Manche Gemeindekanzlei und mancher Student wird in den kommenden Jahren dieser Arbeit Dr. Rudolf Jennys großen Dank bekunden.

Da der Verfasser jedoch nicht nur Organisator und Verwaltungsmann ist, sondern suchender und musischer Geist, ließ er dem eigentlichen Sammelband eine selbständige Einführung vorausgehen, die in ihrer Art aufschlußreich ist und die schönsten Einblicke in die Einbürgerungspraxis sowie in die kulturellen Belange, die sich aus ihr ergeben, gewährt. Und dann folgen, gewissermaßen als reizvoller Exkurs, die Bilder einiger bedeutender Ehrenbürger, von Männern, deren Wirken für die bündnerische Kultur von besonderer Bedeutung war oder heute noch ist. Wer sich unserer reichen Kultur verpflichtet fühlt, wird immer wieder mit Dankbarkeit auf diese neue Arbeit Dr. Jennys zurückgreifen.

* Staatsarchiv, Druckschriftenverlag 1965.

Ein neuer Kalender

Von *Giachen Grischott*

Im Curia-Verlag in Chur ist für das Jahr 1966 der *Schweizerische Republikanische Kalender* erschienen. Er will, wie er besagt, ein *Jahrbote* sein zur Weckung demokratisch-republikanischer Gesinnung in Volk und Behörden und zur Fördereung einheimischer Kultur. Auch hat er seine Vorläufer. Wie weiland Johann Peter Hebel möchte er ein Hausfreund sein. Sein direkter Vorgänger ist J. B. Ruschs Republikaner-Kalender 1924. Als dessen erster Jahrgang neuer Folge tritt er seine Reise an. Gute Fahrt!

Der vorliegende Kalender bringt, wie der Kalendermann selber sagt, keine Tagesneuigkeiten, keine pikanten Histörlein und keine grüseligen Abenteuer. Er wetteifert nicht mit den Tageszeitungen, nicht mit Radio, Fernsehen und Informationsagenturen. Er ist auch kein neues Sensationsblatt, steht weder rechts noch links, ist weder dieser noch jener Partei verpflichtet, und kein reicher Industriekönig steckt ihm das Geld scheffelweise zu.

Vielmehr baut er allein auf das Vertrauen rechtgesinnter Leser, auf ihren gesunden Menschenverstand und ihr sauberes Herz. Ihnen will er durch unabhängige Männer und Frauen,

durch Stimmen starken geistigen Lebens Besinnung, Einkehr, Belehrung und Erbauung bieten. Er will berichten, erzählen, schildern, ausführen, Erfreuliches rühmen, oberflächlich Dummes und profithungrig Böses an den Pranger stellen. Er möchte eine junge Schweiz verkörpern und ihren Geist und ihre Seele stärken. Er reicht gesundes Brot, nicht Schleckware. So hofft er, man sage bald im Land: «Wir haben ihn nötig; er ist von unserem Fleisch und Blut und hat das Herz auf dem rechten Fleck.»

Wer im Kalender blättert, der sieht sofort, daß er genau das bringt, was der Kalendermann erhoffte. In seinem Vorwort hat er durchaus nicht zu hoch gegriffen. Die Vielfalt des Buches ist erstaunlich. Groß ist die Zahl der Verfasser. Erste Schriftsteller und weniger bekannte Autoren schufen gemeinsam dieses prächtige kleine Werk, das eine echte Weihnachtsgabe sein kann. Als Redaktor gab ihm Dr. jur. Peter Metz, Chur, das Gepräge. Nur Freude an geistiger Leistung konnte diesen Kalender schaffen. Möge er die gute Aufnahme finden, die ihm gebührt!

Das letzte Tor

Also ist des Lebens Lauf,
also ist der Flug der Zeiten:
In der Jugend goldenen Tagen
tun sich tausend Tore auf,
tausend Fragen:
«Sagt, durch welches soll ich schreiten?»

Und du schreitest durch ein Tor,
willst dein junges Schicksal wagen,
deine Zukunft vorbereiten,
denn es schwebt dein Glück dir vor...
Doch die Zeiten
rinnen, ohne dich zu fragen...

Rinnen ohne Unterlaß;
Stunden, Tage, Wochen, Jahre
geh'n vorbei wie Windeswehen,
Leid und Freude, Lieb' und Haß,
sie vergehen,
und schon stehst du vor der Bahre.

Und du weißt: Bald wird es sein!
Nichts mehr will ich froh geleiten. –
Offne Tore? Laß dein Hoffen!
Nur ein schwarzes noch allein
steht dir offen...
Durch dies letzte *mußt* du schreiten.

Emil Hügli